

DAMIT KIRCHE LEBT. ZUR ENTFALTUNG DER KIRCHEN AM ORT AUS DEN BIBLISCHEN ANFÄNGEN

0 HINFÜHRUNG

Dialog leitet sich vom griechischen Wort *dialogizein* ab. Das bedeutet „erwägen“, „sich besprechen“¹. Es drückt die im Wechselgespräch erfolgende Vertiefung zu einem Sachverhalt aus, auch die im Gespräch mögliche Ausräumung von Zweifel und Bedenken. So setzen sich z. B. die Jünger [und Jüngerinnen] Jesu mit dem Problem auseinander, dass sie angesichts der Fahrt mit Jesus ans andere Ufer des Sees vergessen hatten, Brote mitzunehmen und jetzt keine bei sich haben (vgl. Mk 8,14.16). Oder sie müssen sich von Jesus zu Hause fragen lassen, worüber sie unterwegs miteinander gesprochen hatten - was sie in Verlegenheit bringt, hatten sie doch eine Antwort auf die Frage gesucht, wer unter ihnen die oder der Grösste sei (vgl. Mk 9,33-34).

Für diesen Vorgangs des *dialogizein* braucht es in der Regel mehrere Beteiligte, ausgenommen der Fall des „inneren Monologs“, des Bedenkens eines Sachverhalts zu dessen tieferer Klärung im, bzw. gegenüber dem eigenen Herzen. Verweigern sich einzelne beteiligte Personen oder Gruppen, kann das Gespräch zur Vertiefung oder auch Lösung eines Problemereichs nicht gelingen. Denn die Rede der einen verläuft ohne Antwort und Reaktion des oder der anderen ins Leere, ein Gespräch findet nicht statt.

„Dialog“ ist also – das zeigt die Ableitung aus dem Griechischen – ein Fremdwort. Aber das kann ja wohl nicht der Grund dafür sein, dass er nicht stattfindet, kam dieser Begriff doch bereits im 18. Jh. in den deutschen Sprachraum.² Es ist wohl auch nicht anzunehmen, dass die österreichischen Bischöfe sich an der mehrfach in den Evangelien anzutreffenden³ Darstellungspraxis eines *inneren* Monologs orientieren, d. h., die Anliegen des Kirchenvolksbegehrens und des Dialogs für Österreich also in ihrem Herzen hin und her wenden - und dies seit nunmehr zehn Jahren. Die Strategie, die sich in den letzten Jahren erkennen lässt, ist eine andere. Es ist in den wenigsten Fällen eine militante Gesprächsverweigerung, sondern vielmehr die subtile Methode, das Gespräch allenfalls noch aufzunehmen und dann einfach versanden zu lassen. Während ersteres (die Gesprächsverweigerung) Reaktionen provoziert, wird das letztere nicht sofort, sondern erst allmählich wahrgenommen – dies auch, weil frau oder man es ja gar nicht glauben und wahrhaben will. Energie und Gegenenergie sind längst verpufft. Die kraftvolle Explosion des Wassers, wenn es in seiner dynamischen Wucht auf eine Felsküste schlägt, und das graduelle Auslaufen einer vergleichbaren Welle an einem flachen Sandstrand verdeutlichen die unterschiedliche Reaktionswirkung.

Dialog hat etwas mit Menschenwürde, mit dem Bild des Menschen als personales Du, mit Achtung des Menschen zu tun. Dialogverweigerung auch. Ich kenne keine Passage in den Evangelien, in der Jesus von Nazaret gegenüber Menschen, die in seinem Umfeld stehen, die Möglichkeit zur Rede oder gar eine Antwort vermeidet. Wortlos stehen lässt er lediglich Schriftgelehrte und Pharisäer, denen zugleich vorgeworfen wird, nicht für die Sache der Königsherrschaft Gottes, für *seine* Sache also, engagiert zu sein.

Wir sprechen über einen ernsten Sachverhalt, der betroffen macht. Zum Trost kann gesagt werden: Die Bewegung „Wir sind Kirche“ ist nicht die einzige Gruppierung, deren Initiativen

¹ So **W. Bauer**, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der frühchristlichen Literatur. Hrsg. v. K. und B. Aland, Berlin ⁶1988, 372; vgl. auch F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin ²¹1975, 130.

² Ebda.

³ So Mk 2,6.8; 11,31; Mt 16,7.8; 21,25; Lk 1,29; 3,15; 12,17.

einer inhaltlichen Auseinandersetzung und Antwort nicht gewürdigt werden. Sie wissen, dass es der Pfarrerrinitiative bei einem Teil der österreichischen Bischöfe nicht besser ergangen ist. Die in diesen Tagen kurz vor ihrem 100. Geburtstag verstorbene Sr. Emmanuelle hat auf ihr Schreiben an Johannes Paul II. zum Thema Pille ebenfalls keine Antwort erhalten, und vielen anderen ergeht es auch so, darunter auch Präsidenten souveräner Staaten. Mag sein, dass es an den Themen liegt: Ich habe dieser Tage zufällig ein persönliches Schreiben von Kardinal Ratzinger aus dem Jahre 2003 in Händen gehabt. Nein, es ist nicht an mich gerichtet. Es ist die ausführliche Antwort des Kardinals an einen Priester des Bistums Basel, der dem Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre in einem dreiseitigen Schreiben seine Sorge über die den christlichen Glauben aushöhlende Funktion der historisch-kritischen Exegese mitteilte.⁴ Die ausführliche Reaktion mit dem Ausdruck des Verständnisses für diese Sorgen erfolgte binnen zweier Monate. Aber das Kirchenvolksbegehren formuliert ja andere Sorgen: Es geht um die Kirche und die kirchliche Praxis. Da ist Kommunikation schwieriger, Kommunikationslosigkeit in aller Höflichkeit erweist sich als der scheinbar einfachere Weg. Darüber nur zu klagen ist aber nicht Ziel dieser Tagung. Die Frage, die sich vielmehr stellt, heisst: Was ist die Strategie für die Zukunft?

Zu dieser Frage möchte ich heute zu Ihnen sprechen. Ich entwickle Ihnen dafür nicht einen wohl abgestimmten Aktionsplan. Ich führe Sie erneut und immer wieder zurück an die Anfänge von Kirche. Dort, gleichsam im Laboratorium der ersten Generationen ist abzulesen, was eine Gemeinschaft zur Kirche macht, was ihr Leben fördert und ermöglicht, was sie unabdingbar braucht, um zu leben. Diese ersten Generationen konnten gar nicht anders, als aus den Erfahrungen der Jesusgemeinschaft, betrachtet im Fokus des Ostergeschehens, für ihre eigene Gegenwart und Lebenspraxis zu lernen und ihre Schlüsse zu ziehen. Denn einen anderen Gestaltungsrahmen als das Jesusgeschehen hatten sie nicht.

Was sich in dieser Zeit an Kirchenpraxis und in schliesslich auch schriftlich niedergelegter Reflexion entwickelt hat, ist für alle späteren Generationen nicht deshalb bedeutsam geblieben, weil diese ersten Generationen vollkommene Christinnen und Christen gewesen wären. Sie waren genauso gute und weniger gute Menschen wie wir. Die Normativität dieser ersten Epoche von Kirche liegt vielmehr in ihrer unmittelbaren Kontinuität zum Jesusgeschehen und in der Geistprägung der neutestamentlichen Zeit, von der die betroffenen Menschen im Rückblick selbst überzeugt sind und die in der Glaubensüberlieferung unserer Kirche unbestritten ist.

Aus dieser Überzeugung heraus entwickelt z. B. Lukas selbst in seiner zweiten Schrift, also der Apg, die Methode der „normativen Relektüre“. Aus der dritten Generation nach Ostern blickt er in die erste zurück und aktualisiert für seine Kirche das Leben der ersten Christinnen und Christen von Jerusalem – dies zugegebener massen in idealisierter Weise. Dies tut er nicht aus einer optimistischen Naivität heraus, sondern mit dem normativen Anspruch, dass die Menschen in seiner Kirche daraus lernen, was Kirche und was kirchliches Leben bedeutet – zusammengefasst in der als kirchliche Lebensregel zu verstehenden Merksatz:

„Sie [die Kirche von Jerusalem] verharrte in der Lehre der Apostel, und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes, und im Gebet.“ (Apg 2,42)

Die frühe Kirche hat die vorösterliche Jesuszeit nicht penibel Buchstabe für Buchstabe imitiert. Sie hat sich von Anfang an die Freiheit genommen, sich von Generation zu Generation weiter zu entwickeln. Ein Vergleich der paulinischen Kirchenperspektive mit jener der unmittelbar folgenden Paulusschule und der späteren Entwicklung in den Pastoralbriefen könnte dies exemplarisch zeigen. Wenn wir nach den Anfängen zurückfragen, geht es also nicht darum, in statischer Manier Entwicklungen auszublenden. Das Anliegen ist vielmehr, darauf zu achten und auch wieder sichtbar zu machen, dass Entwicklungen in der Kirche an diese nor-

⁴ Briefwechsel M. Syfrig – J. Ratzinger 11. September/25. November 2003: Archiv WK..

mativen Anfänge anschliessen und in legitimer Weise damit verbindbar sein müssen. Es ist selbstverständlich, dass sich Glaubensverständnis und Glaubenspraxis der Kirchen in zweitausend Jahren in grosser Vielfalt lebendig geblieben sind - verheerend wäre ein gegenteiliger Befund! Zugleich ist es selbstverständlich und geboten, dass sich die entsprechenden Entfaltungen in ihrem Kern auf die normativen Anfänge rückführen lassen müssen. Entwicklung meint in der Regel Ausweitung, nicht Engführung. Ist letzteres der Fall, so ist die Überprüfung der Legitimität aus der Perspektive des Anfangs besonders dringlich.

Das bedeutet: Es geht nicht um eine Ausklammerung der so genannten theologischen Tradition der Kirche, ihres gewachsenen lebendigen Glaubensbewusstseins – obwohl immer wieder daran erinnert werden muss, dass deren materiale Umschreibung ein schwieriges Anliegen ist. Es geht vielmehr um die kritische Sichtung der Rückbindung dieser Tradition an das neutestamentliche Zeugnis. Denn wenn schon im Blick auf die so genannte apostolische Sukzession kirchenamtlich konsequent die lückenlose Rückführung der Übertragung des Amtes durch Weihe bis auf die Apostel eingemahnt wird, so gilt dies umso mehr für die theologische Tradition. Kardinal Josef Ratzinger hat seinerzeit selbst hervorgehoben, dass Überlieferung ihrem Wesen nach immer Auslegung [ist], nicht selbständig existiert, sondern als Explikation, als Auslegung „gemäss der Schrift“.⁵ Reicht sie in Reflexion und Praxis nur bis ins 2. Jh. zurück und lässt sie keinen kontinuierlichen Brückenschlag zur neutestamentlichen Epoche zu, muss sie in diesen Punkten als defekt eingestuft werden und verliert sie dementsprechend an Massgeblichkeit. Dass dies umso mehr dann gilt, wenn Fragestellungen erst im 2. Jahrtausend, anlässlich der Reformation und Gegenreformation oder gar erst im 20. Jh. in den Reflexionshorizont der Kirche treten, liegt wohl auf der Hand. Sie merken: Ich denke an die verordnete Ehelosigkeit der katholischen Priester im lateinischen Ritus und an die Frage der Amtsfähigkeit der Frau. Letztere Fragestellung ist erst mit der gesellschaftlichen und kulturellen Emanzipationsbewegung des letzten Jahrhunderts überhaupt als Denkmöglichkeit ins Bewusstsein gekommen. Der Satz „Die Kirche hat schon immer ...“ ist in diesen Fällen wohl problematisch, und die dann unternommenen Rückbindungsversuche an die biblische Offenbarung sind genau zu überprüfen.

Das Kirchenvolksbegehren hat Forderungen formuliert, die an den biblischen Befund von Kirche anschliessen. Das wurde mehrfach festgestellt und auch dokumentiert. Freilich sind es auch Forderungen, in denen der geschichtliche Weg der Kirche anders weiter gegangen ist. Festgelegte Ausgangssituationen erschweren das Gespräch, denn es könnte Veränderungen nach sich ziehen. Beweglichkeit gehört nicht zu den Haupteigenschaften unserer Kirche, obwohl sie als Volk Gottes unterwegs ist⁶. Trotzdem ist es die Frage, wohin dieses Unterwegs-Sein uns führen soll und will.

Ich schlage Ihnen dafür heute einen *Paradigmenwechsel* vor – nicht im Grossen, als Ansatz für eine Kirchenrevolution etwa. Es geht um einen Wechsel hin zu vertiefenden Akzentsetzungen dafür, dass wir dort, wo wir Kirche mitgestalten und prägen können, eine unmittelbarere Fundamentierung im Geiste Jesu und des Evangeliums über ihn erreichen können. Dies ist nicht einfach eine Notlösung, weil wir sehen, dass Dialog mit der Kirchenleitung ein mühsames Unterfangen ist und weil wir – davon bin ich überzeugt – nur aus der Mitte der Kirche heraus (und nicht von aussen) diese verbessern, d. h.: evangeliumkonformer gestalten können. Was wir dazu brauchen, das ist Mut, das ist aufrechter Gang in einer gebückten Zeit, das ist Fantasie und die Überzeugung, dass Paulus recht hatte, als er an die Kirchen Galatiens schrieb:

„¹Zur Freiheit hat uns Christus befreit.

⁵ J. Ratzinger, Ein Versuch zur Frage des Traditionsbegriffs: K. Rahner/J. Ratzinger, Offenbarung und Überlieferung. (QD 25), Freiburg 1965, 25-69, hier 46.

⁶ Siehe Dogmatische Konstitution *Lumen gentium* Art. 9.

Steht also und lasst euch nicht wiederum durch ein Joch der Sklaverei vereinnahmen. ...

⁵Denn wir erwarten im Geist aus Glauben die Hoffnung der Gerechtmachung.

⁶Denn in Christus Jesus bedeutet weder die Beschneidung etwas noch die Unbeschnittenheit, sondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt.“

Übersehen wir nicht, dass Paulus dieser Freiheit in der Liebe einen Rahmen gibt. Das ist auch das Kriterium, mit dem die Zeichen der Zeit mit einzubeziehen sind, denn sie sind „im Lichte des Evangeliums zu deuten“ – wie das letzte Grosse Konzil gesagt hat⁷. Es geht nicht darum, den Menschen neue Lasten aufzuerlegen, waren ja schon die bisherigen nicht zu tragen – wie wir aus einer Relektüre der Darstellung des Apostelkonzils in Apg 15 lernen können. Es geht darum, aus der Besinnung auf das Evangelium und auf den uns darin verkündeten Jesus Christus selbst Anhaltspunkte für ein neues Kirche-Sein am Ort zu gewinnen und die im Zeugnis der Schrift erkannten Profilelemente bis in unsere Zeit weiter zu ziehen.

1 DAS MAHLVERHALTEN JESU

Die Thematik, die ich anspreche, ist Ihnen wohl bekannt. Anders als in seinem Lebensumfeld üblich, hat Jesus von Nazaret seine Tischgemeinschaft als ein Zeichen für seinen Rettungswillen gegenüber allen Menschen geöffnet – gegenüber allen Menschen, die ihn suchen.

1.1 Das Mahl im Hause des Levi, der gerade erst berufen wurde (Mk 2,15-17), ist dafür einer der beiden Ihnen wohl bekannten Leittexte. Dieses Mahl kann man oder frau sich verschieden vorstellen: liturgisch wohl geordnet – wie in diesem Bild aus dem 13. Jh., in dem das Umfeld Jesu abgestuft ist: Jünger und dann sonstige Menschen. Oder doch eher in der ungestümen Dynamik der Darstellung von Sieger Köder, die m. E. schon eher den ursprünglichen Rahmen trifft.

Jesus von Nazaret hatte keine Berührungsängste und keine Voreingenommenheiten. Er verstand sein Wirken nicht als Belohnung für die Guten. Das Wort vom Arzt, der die Kranken und nicht die Gesunden heilt, vertieft dies. Das ist bekanntlich ein Weisheitsspruch, er entstammt der Lebenserfahrung und Lebensweisheit Israels. Als Lebensweisheit der Kirche hat er nur bedingt Anwendung gefunden.

Kirche kann nur dann und dort glaubwürdig sein, wenn sie die Voraussetzungslosigkeit des Heils Gottes konsequent selbst lebt – abhängig lediglich davon, ob der einzelne Mensch sich selbst Gott zuwenden *will*.

„¹Viele Zöllner und Sünderinnen und Sünder umdrängten ihn, um ihn zu hören.

²Und es murrten die Pharisäer und die Schriftgelehrten und sagten:

Dieser nimmt Sünderinnen und Sünder auf und hat mit ihnen Tischgemeinschaft.“ (Lk 15,1-2)

So lautet die Einleitung zum Gleichnis über das Verlorene in Lk 15: das Schaf, die Drachme, die zwei Söhne. Gerade das letzte Gleichnis lehrt uns die uneingeschränkte Voraussetzungslosigkeit seitens derer, die Gottes Heil vermitteln wollen.

1.2 Der Einwand, Jesus habe diese **offene Tischgemeinschaft** nicht bis zu seinem letzten Mahl, dieses eingeschlossen, durchgehalten, ist nicht tragfähig, weil nicht belegbar. Es gibt genügend Gründe dafür, auch die Gemeinschaft des letzten Mahles entsprechend auszuweiten. Zumindest muss man oder frau festhalten, dass dieses Mahl mit Judas Iskariot gefeiert wurde, nach Joh 13 ist er sogar der einzige, dem Jesus persönlich den Bissen reicht (vgl. Joh 13,26).

Dass die von Paulus in 1 Kor 11 angesprochene „Würdigkeit“ keinen allgemein ethischen Anspruch ausdrückt, ist zwar bekannt, bleibt aber ohne sakramentaliturgische Folgen. In

⁷ Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* 4.

Korinth geht es um die soziale Verträglichkeit der Mahlgemeinschaft, nicht um einen Vorrang der Vollkommenen. Für Paulus und sodann für die Kirchen der neutestamentlichen Zeit war – soweit wir dies rekonstruieren können – die Taufe das eine Kriterium für die Zulassung zum Herrenmahl: die Taufe, in der eben diese willentliche Hinordnung auf Jesus Christus eingegangen wurde, die zur Mahlgemeinschaft befähigt.

Das ist in keiner Weise ein Aufruf zur Beliebtheit, sondern zur Besinnung auf das Wesentliche. Die Texte über das Herrenmahlverständnis im Neuen Testament legen anstelle der Frage nach einer Würdigkeit eher die jeweils neue Auseinandersetzung darüber nahe, ob ich willens und bereit bin, tatsächlich mit *diesem* Jesus von Nazaret konkrete Mahlgemeinschaft (und damit: personale Gemeinschaft) einzugehen – mit *diesem* Jesus, der aufgrund seines Lebens, seines Todes und seiner Auferstehung eine sehr ausgeprägte Geschichte von Solidarität, Altruismus, Gottbezogenheit, ja Gottunmittelbarkeit hat.

1.3 Solidarität ist also hier ein ganz entscheidendes Stichwort, will Kirche am Ort glaubwürdig als Kirche Jesu Christi leben. Die Option für die Armen – abgesehen davon, dass sie effektiv verwirklicht werden muss – bedarf einer Erweiterung um eine Option für die Marginalisierten, die Rechtlosen, die Menschen am Rand. Abschottung, Priorisierung nach Pass, Sprache und Hautfarbe und nach persönlichen Neigungen ist nicht nur eine Sackgassenpolitik. Solche Haltungen übersehen das Menschenbild, das Jesus von Nazaret von seinem und unserem Gott vermittelt. Dieser Gott lässt über alle Menschen die Sonne scheinen, und er lässt es über alle Menschen regnen (vgl. Mt 5,45).

Aus dem Beispiel Jesu und aus dem Leben der frühen Kirche ist uneingeschränkte Solidarität abzulesen. An dem Ärgernis, dass sich diese frühe Kirche nicht bedingungsloser gegen die Sklaverei eingesetzt hat, nehmen wir heute noch Anstoss. Kirche heute muss nicht neue Barrieren hinzufügen, sondern diese abbauen. Daher ist tatkräftige und wirksame Solidarität für uns gerade dort geboten, wo Marginalisierungen im Namen der Kirche und/oder durch sie erfolgen. Jedweden Menschen zu vermitteln, dass sie uneingeschränkt angenommen und willkommen sind, ist ein unabdingbares Element (orts)kirchlicher Glaubwürdigkeit.

Kirche im Grossen muss sich aus dem neu erkennbaren Europazentrismus lösen und tatsächlich auf die Welt zugehen. An unseren Orten können wir damit beginnen.

Natürlich wird diese Kirche am Ort offene Ränder haben. Womit wir Menschen entgegengehen, das ist das Angebot, die Einladung von einem Gott, der den Menschen nachgeht, sie sucht, sie einlädt, seine Liebe offen anzunehmen – frei, geschenkt, ohne Vorbedingungen. Eine solche Vorstellung macht da und dort Angst. Offene Ränder brauchen, um das Gleichgewicht zu gewährleisten, auch eine tief verwurzelte Mitte. Das ist wie ein Baum mit einer weit ausholenden Krone; er braucht tiefe Wurzeln im Zentrum, um im Lot zu bleiben. Die Praxis einer weit ausholenden Solidarität verlangt die Pflege und die Vertiefung der Jesusbeziehung als persönliche innere Lebensmitte.

1.4 Vielleicht auch wird das Wort „**Solidarität**“ zu einer neuen Umschreibung von „**katholisch**“, also die Welt umfassend, die Welt umspannend. Das übliche Modell gleicht eher einem globalisierten Konzern mit einem Macht- und Verwaltungszentrum. Wäre dies das gültige und einzig mögliche, hätte es nie Konzilien, schon gar nicht das letzte gegeben. In der biblischen Praxis kann dieses Modell kaum verankert werden. Kirche lebt von Beziehungen: zwischen Gott und Mensch und in der Folge zwischen Menschen. Solche Beziehungen zwischen Menschen, sind sie tatsächlich tragfähig, müssen solidarisch sein. Zugleich bezeugt uns die Bibel, dass unser Gott selbst ein solidarischer Gott ist, ein Gott, der nicht wegblickt, sondern „hinschaut“ (Lk 1,47) und der den Menschen mit all seiner Befindlichkeit nicht aus dem Auge verliert.

Die immer wieder – gerade angesichts kontroverser Fragen zur kirchlichen Praxis und Disziplin - eingemahnte Solidarität und Rücksichtnahme auf die Weltkirche sieht doch anders aus.

Sie gleicht einer Vernetzung, in der eine Ortskirche von der anderen nicht nur lernt, sondern auch ihre Sorgen und Nöte, vielleicht auch ihre theologischen und praxisbezogenen Denkanstösse aufnimmt, prüft, „das Gute behält“ (1 Thess 5,19) und daraus lernt. Paulus hat durch seine Tätigkeit an vielen Orten nicht nur für den notwendigen Austausch gesorgt. Er hat sich ausführlich der notwendigen Solidarität zwischen den Ortskirchen gewidmet (vgl. 2 Kor 8-9) und viel Mühe aufgewendet, um aus den Kirchen seines Einflussbereichs eine entsprechende Unterstützung nach Jerusalem zu bringen. Die dortige Kirchenleitung war an dem Projekt nicht beteiligt.

Auch hier meine ich aber, dass wir vom überschaubaren Rahmen ausgehen und dann in grössere Zusammenhänge weiterdenken müssen. Es entspricht unserer Erfahrung, dass es einfacher ist, „den Übernächsten zu lieben“ als den Nächsten (H. Krätzl). Der unmittelbar Nächste ist uns aber auch auf den Weg gestellt. Solidarität bewährt sich in meiner Gemeinde, dann kann sie darüber hinaus wachsen.

2 FUSSWASCHUNG

Aus der Sicht des JohEv ist die Fusswaschung die letzte bedeutsame Handlung Jesu im Kreise seiner Jüngerinnen und Jünger. Der Evangelist gibt dieser Erzählung in Joh 13 den bedeutsamen Charakter eines Vermächtnisses, und er überschreibt die Szene mit dem Satz: „Er liebte sie [die ihm Eigenen, also seine Jüngerinnen und Jünger] bis zur Vollendung.“ (Joh 13,2).

Nicht nur aufgrund ihrer provokativen Botschaft ist diese Szene also herausragend. Es wird uns darin etwas von der ureigenen Lebensweise Jesu von Nazaret weitergegeben. Zugleich hat der Evangelist alles Interesse, dass es dabei nicht einfach bei einer beschaulichen Erinnerung bleibt.

2.1 Die Erzählung von der Fusswaschung durch Jesus vermittelt uns ein **normatives Handlungsparadigma**, wie die der Erzählung angefügte Deutung unmissverständlich erkennen lässt:

„¹³Ihr nennt mich Lehrer und Herr, und ihr sprecht richtig: Ich bin [es].

¹⁴Wenn nun ich – der Herr und Lehrer – euch die Füsse wasche, so müsst auch ihr einander die Füsse waschen.

¹⁵Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit, so wie ich euch getan habe, auch ihr tut.

¹⁶Amen, amen ich sage euch:

Nicht ist die Sklavin oder der Sklave grösser als ihr oder sein Herr, oder eine gesandte Person grösser als die sie sendende.

¹⁷Wenn ihr dies wisst:

Selig seid ihr, wenn ihr dies tut.“ (Joh 13,13-17)

Die weisheitliche Erfahrung, dass Sklaven ihre Herren nicht überragen, macht deutlich: Es geht nicht um einen Wunsch, sondern um eine Sachverhaltsbeschreibung. Diese Präzisierung fällt freilich als eine vollumfängliche Kontrastbeschreibung auf – wie ja auch das Handeln Jesu hier einen Gegensatz zu jeder Usance seines Umfeldes darstellt.

Aus dem Hymnus im Phil und aus der Literatur der frühen Kirchenväter kennen wir den Begriff der Selbsterniedrigung, des Sich Klein-Machens. Was in der antiken Welt als ein Ärgernis, ja als eine Schande galt, ist ein Merkmal der Jesusbewegung und gibt deshalb der Christin und dem Christen zu einem guten Teil ihre und seine Würde: Nicht, weil damit ein ausserordentlicher ethischer Anspruch gegeben und bewältigt würde – eine solche Begründung würde weit zu kurz greifen – sondern weil sich das Verhalten des Füsse-Waschens kontinuierlich rückführen lässt auf die Eigenart unseres Gottes selbst. Das schon genannte Grosse Konzil hat daran erinnert, dass Gott sich sowohl in der Menschwerdung seines Sohnes wie auch in der

menschlichen Form seines Wortes so klein gemacht hat, dass Menschen ihn und seine Botschaft der Zuwendung verstehen können.⁸

Die Haltung des Füsse-Waschens ist eine unmissverständliche Sprache und Kommunikationsform. Sie verstärkt nicht bestehenden Barrieren, sondern baut sie ab. Sie umschreibt eine uneingeschränkte Hinwendung zum anderen Menschen, bis hin zu jenem Dienst, der in der Antike eben von Sklaven ausgeführt wurde. In unserer Gesellschaft mag die in der gesellschaftlichen Hierarchie stets nach unten und um neue Volkszugehörigkeiten erweiterte Liste von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern und von ihren jeweils neu angepassten Arbeitsfeldern ein entsprechender Weckruf sein.

Als Auslegeordnung dazu kann das Wort Jesu an seine Nachfolgegemeinschaft dienen, das er im Anschluss an den Rangstreit der Jüngerinnen und Jünger formuliert hat:

„⁴²Ihr wisst, dass die, welche die Völker zu beherrschen scheinen, ihre Macht über sie ausüben, und ihre Grossen Gewalt gegen sie gebrauchen.

⁴³Nicht ist es so bei euch, sondern wer gross werden will unter euch, wird eure Dienerin oder euer Diener sein,

⁴⁴und wer immer unter euch erste Person sein will, wird Sklavin und Sklave aller sein.“ (Mk 10,42-44).

Es scheint ja symptomatisch, dass die Einheitsübersetzung den Optativ, den die mt Parallelfassung bietet, auch in den Mk-Text eingetragen hat: „Nicht *soll* es so unter euch sein“ (Mt 20,26). Aber bei Markus steht der Indikativ: Es *ist* in der Nachfolgegemeinschaft nicht so wie in der Welt, wo mit Machtgehabe ja auch nur *scheinbar* Herrschaft ausgeübt werden kann.

2.2 Autorität in der Kirche kann nicht auf eine solche Grundhaltung aufbauen. Das Leitungsprinzip heisst hingegen: Dienst. Diese Vorgabe kann ich nicht mit entsprechenden Amtstiteln und auch nicht mit einer stilisierten liturgischen Nachahmung einmal im Jahr abarbeiten, sondern nur in der Praxis des Alltags.

Das bedeutet nichts anderes als: Leiten in der Kirche ist ein Vorgehen im Dienst. Mit dieser These wird Verantwortung und Autorität nicht abgeschafft, aber grundsätzlich anders verortet. Dies gilt auf allen Ebenen. Glaubwürdigkeit der Autorität kann nicht in einem Amt verortet werden, sondern ist an die Glaubwürdigkeit des Bemühens um eine Haltung des Dienstes gebunden. Ungeachtet seiner unbestrittenen Führungsposition hat Jesus von Nazaret nie mit einem Autoritätsargument operiert. Er ist vielmehr seinen Weg gegangen und hat dadurch bei Menschen unübersehbare und vielfach nachhaltige Spuren hinterlassen.

Sie können diesen Bereich an verschiedenen gedanklichen Experimenten überprüfen und durchspielen: Wie müsste ein Pfarrteam, ein Pfarrgemeinderat oder eine andere Gruppierung funktionieren, wenn dahinter diese Haltung zum Tragen kommt – von anderen Leitungsinstanzen einmal zu schweigen, weil uns dort vermutlich nicht unmittelbar Korrekturmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Sie können diese Frage aber auch auf Ihr unmittelbares Lebensumfeld, auf Familie, geistliche Gemeinschaft und anderes beziehen und überlegen, ob hier Folgerungen geboten sind.

2.3 Die angesprochene Haltung hat natürlich etwas mit **Geschwisterlichkeit** zu tun. Das ist kein leichtes Thema, aber ein unerlässliches. Denn auch hier geht es nicht um einen neuen ethischen Anspruch, sondern um die Verwirklichung dessen, was wir sind.

Über Besinnung auf unsere Taufe und über Tauferneuerung wurde in der Pastoral der letzten Jahre viel gesprochen. Mag sein, dass die Verschiebung hin zur Erwachsenenkonversion und

⁸ So Dogmatische Konstitution *Dei verbum* Art. 13.

in der Folge zur Erwachsenentaufe auch als ein Zeichen der Zeit gesehen werden muss, das uns mahnt, unsere eigene Identität zu reflektieren. Denn wenn wir als Getaufte in Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus leben und darin an seiner Taufferfahrung als der geliebte Sohn des Vaters Anteil haben (vgl. Mk 1,9-11 par), lässt sich unsere Identität als Töchter und Söhne Gottes nicht als theoretische Aussage abtun.

Natürlich wissen wir: Geschwister streiten, und sie *dürfen* auch streiten. Deswegen brauchen sie eine Kultur der Versöhnung und eine Kultur des Umgangs miteinander. Wenn eine Familie vom Prinzip des Egoismus als Leitidee ausgehen möchte, wird sie nicht sehr weit kommen. Ich muss das Argument nicht weiterführen.

Geschwisterlichkeit nimmt im Neuen Testament breiten Raum ein, vor allem die Mahnung dazu, die in keinem Paulusbrief fehlt. Das zeigt uns: Es war zu keiner Zeit einfach. Freundinnen und Freunde kann ich mir aussuchen, sagt das geflügelte Wort, Geschwister nicht. Das trifft genau zu: *Gott* gibt uns diese neue Familienbeziehung vor – die Gottesfamilie, wie das in der Jesusverkündigung umschrieben wird (vgl. Mk 3,31-34). Machen Sie die Probe aufs Exempel: Blicken Sie herum in diesem Saal – über die Grenzen von Sympathie und Antipathie, von verschiedenen Meinungen hinweg: alles unsere Schwestern und Brüder. ... Toleranz, Offenheit, Zurücknahme meines Ichs sind angesagt.

Sie alle kennen die theoretische Fundamentierung dieser Aussage, die Paulus gegenüber den Kirchen von Galatien formuliert. „Alle seid ihr eins in Christus Jesus“ – so lautet die Quintessenz (vgl. Gal 3,28), daher sind bestehende Unterschiede bedeutungslos, dürfen vor allem keine rangmässige Priorisierung begründen. Nicht einer Einheitlichkeit ist hier das Wort geredet, sondern einer unübersehbaren Vielfalt, die nicht einzuebnen, sondern kreativ als Chance zu nutzen ist (wie dies z. B. in der Vorstellung der Kirche als Leib auch geschieht, vgl. 1 Kor 12; Röm 12).

M. E. zu recht beziehen wir diese theologische Reflexion des Paulus auch auf das so genannte Amt, also auf die Dienste in der Kirche. Das ist Ihnen bekannt, es ist zur Genüge gesagt, ich muss es nicht wiederholen. Zugleich möchte ich aber behaupten, dass in vielen Bereichen unseres unmittelbaren kirchlichen Umfelds die Geschwisterlichkeit noch verdeckt ist, bzw. noch wachsen kann. Es geht darum, zu lernen, den anderen Menschen als das personale Du der Liebe Gottes zu begreifen, das schon allein deshalb für mich zum Du wird.

Ich erhebe keinesfalls den Zeigefinger, wenn ich daran erinnere, dass im einzigen ausgearbeiteten Bild von einem endgerichtlichen Vorgang im Neuen Testament die Entscheidungskriterien sich genau entlang dieser Linie bewegen. Mir kommt es vielmehr darauf an, dass sich im hier angemahnten Verhalten eine sehr konkrete Form der Christusbegegnung verbirgt: „Was ihr der geringsten Person meiner Schwestern und Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Hier wird uns, ohne dass die kirchliche Gemeinschaft dies je kodifiziert hätte, ein *achtes Sakrament* angeboten: ein Sakrament, das im Alltag von jeder und jedem von uns gefeiert werden kann und auch gefeiert werden *muss* – so oft mir ein Mensch in Not begegnet.

3 KIRCHENSTRUKTUR NACH DEM SUBSIDIARITÄTSPRINZIP

Von der Grundhaltung des Dienstes und der Geschwisterlichkeit hängt die strukturelle Ausgestaltung der Kirche am Ort ab.

3.1 Massgeblich für **die Gestaltung der Dienste** sind in der frühchristlichen Zeit zwei Gesichtspunkte: Es sind die in der Kirche am Ort vorhandenen Gnadengaben, und es sind die Notwendigkeiten und Bedürfnisse der konkreten Kirche. So ist es – Sie wissen das natürlich – bei Paulus nachzulesen, insbesondere in seinen Darlegungen an die Kirche von Korinth (vgl. 1 Kor 12). Dort bezeugt Paulus auch, dass er grundsätzlich vom Wirken des Geistes in den einzelnen Kirchen ausgeht – was ihm eine gewisse Offenheit und ein Vertrauen ermöglicht

und die Idee von den einzelnen Gliedern am Leib, die einander so gut wie möglich ergänzen, plausibel und verantwortbar macht.

Die darin erkennbare Flexibilität, die sich in den Kirchen unter paulinischer Verantwortung auch anhand der variierenden Bezeichnungen für die (Leistungs-) Dienste aufzeigen lässt, begegnet auch in der lukanischen Überlieferung über das Wirken des Stephanus in Apg 6. Von der Kirche in Jerusalem ausgewählt und durch die Apostel mittels Gebet und Handauflegung – wir würden heute sagen: durch Weihe - beauftragt, sich um die hellenistischen Witwen zu kümmern (so Apg 6,2-6), profiliert sich Stephanus in dieser Erzählung nur wenige Verse später durch seine wirkmächtige und hoch qualifizierte Verkündigungstätigkeit: „Stephanus aber, voll Gnade und Kraft, tat Vollmachtstaten und Zeichen unter dem Volk.“ Und weiter: „Sie konnten der Weisheit und dem Geist, mit dem er sprach, nicht widerstehen“ (Apg 6,8.10). Es gibt also auch in der Aufgabenausübung (und wohl auch in der –zuteilung) eine erhebliche Variationsbreite und Flexibilität, bezogen auf die Notwendigkeiten in den Kirchen vor Ort.

Ungeachtet einer ab dem 2. Jh einsetzenden anderslautenden Engführung in der Amtsfrage, die zwar sicher *eine* Möglichkeit der Konkretisierung, aber nicht die ausschliessliche Strukturform von Kirche für alle Zeiten und für die ganze Welt darstellt – immerhin: zumindest die Kirchen des paulinischen Einflussbereichs hätten in dieser Strukturform keinen Platz! – ungeachtet dessen also ist zu fragen, ob die ursprüngliche Vielfalt und Flexibilität nicht ebenso wieder zu erlangen wäre wie auch jene Kriterien, die Amt aus den Möglichkeiten und dem Bedarf einer Kirche am Ort legitimieren. Dass damit die im Laufe der Kirchengeschichte in der römisch katholischen Kirche festgeschriebenen Zulassungsbeschränkungen unterschiedlicher rechtlicher Qualität in Frage gestellt werden, ergibt sich meines Erachtens ebenso wie die Überlegung, ob tatsächlich weltweit die Umschreibung und die Zahl der durch Gebet und Handauflegung (also: durch Weihe) übertragenen Dienste die gleichen sein müssen.

Aus biblischer Perspektive liegt die Antwort auf der Hand. Nun weiss ich zwar, dass hier eine Veränderung nicht heute oder morgen zu erwarten ist, wurde doch selbst die Diskussion eines Teils dieser Fragen unter Sanktion gestellt. Dennoch bringe ich dieses Thema hier zur Sprache – zunächst deshalb, weil die Neubehandlung der Konzeption von Diensten in der Kirche für einen Paradigmenwechsel letztendlich unerlässlich ist. Vor allem sehe ich in unseren Kirchen am Ort durch die Art und Weise, wie Menschen in unseren Pfarrgemeinden für einen Dienst ausgewählt und damit beauftragt werden, noch viel Handlungspotential für Vertiefung und zugleich für christliche Transparenz – allein schon dadurch, dass frau oder man einmal das Thema „Berufung“ und „Charismen“ in die Diskussion und die Selbstreflexion einer Pfarrgemeinde einbringt – freilich mit der Bereitschaft, dann entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Auch die gegenseitige Unterstützung und Durchlässigkeit in der Handhabung verschiedener Dienste kann sicherlich noch verstärkt werden, ebenso wie die Verankerung von Diensten sowie Dienstträgerinnen und –trägern in den Gemeinden. Im Blick habe ich dabei in erster Linie jene Aufgaben, ohne die eine Pfarre nicht leben kann, auch wenn diese Dienste nicht durch Weihe übertragen werden.

3.2 Mag sein, dass es Ihnen aufgefallen ist: Ich spreche konsequent von **Kirchen am Ort**. Das ist nicht unbedingt deckungsgleich mit der üblichen Rede von der „Ortskirche“, denn diese kann in verschiedenen Grössenordnungen gedacht werden: eine Stadt, eine Diözese, bis hin zu einer Sprachregion.

Die Kirche am Ort ist am ehesten vergleichbar mit der Pfarrgemeinde. Die Bezeichnung Kirche ist dennoch gewählt, um darauf aufmerksam zu machen, dass diese Kirche am Ort in vollumfänglichen Sinne Kirche ist. Dahinter steht kein Bestreben zu völliger Autonomie, auch kein protestantisches Kirchenbild – wie fallweise unterstellt wird - , sondern lediglich der Versuch, Kirchenbewusstsein zu stärken und dabei an den neutestamentlichen Befund anzuschliessen.

Die vielen Kirchen am Ort bilden im neutestamentlichen Verständnis die eine Kirche Gottes in Jesus Christus – sofern davon überhaupt die Rede ist, also so etwas wie die Gesamtkirche. Kirche wird aber ohne Zweifel vom Ort her gedacht. Es genügt, dafür die Anfänge der paulinischen Briefe zu lesen: „... an die Kirche [oder die Kirchen] Gottes, die in sind.“

Die Kirche am Ort ist aber ebenfalls wiederum kein einheitliches Gebilde, sondern sie setzt sich aus zahlreichen kleineren Kirchen zusammen, die in der Sozialform des antiken Hauses angesiedelt sind und daher „Hauskirchen“ genannt werden. Hier, in diesen Hauskirchen, deren Grösse generell mit 50 bis 100 Personen geschätzt wird, lebt Kirche im Alltag. Das ist auch die Grösse – ich ergänze: Es ist auf Dauer die *einzig*e Grösse, in der sich die Grundvollzüge der Kirche wirklich entfalten, in der die anderen Menschen in dieser Kirche als Person, als Du von Gottes und meiner Liebe tatsächlich ernst genommen werden können.

Hauskirchen sind also keine Kirchenableger, sie sind *Kirchen*. Natürlich besteht ein Teil des Leitungsscharismas dieser Kirchen und der Kirche am Ort darin, Verselbständigungs- und Zentrifugaltendenzen in Masse zu halten, die kirchenübergreifende Gemeinschaft nicht aus dem Blick zu verlieren, einer Ghettoisierung zu wehren und die notwendige Solidarität über den eigenen Kirchenrahmen hinaus lebendig zu halten und zu fördern.

Niemand behauptet, das sei einfach, zu keiner Zeit. Aber dennoch kommt Paulus nicht auf die Idee, alle Kirchen seines Verkündigungsbereiches unter ein zentrales Regiment zu stellen. Er begnügt sich damit, einzugreifen, wenn es nicht rund läuft, zu ermahnen, zu ermutigen, Botschaften zu schicken oder auch einmal selbst zu kommen.

3.3 Alle diese Kirchen wissen: Keine kann alle Aufgaben für sich allein erfüllen. Sie nehmen sie nach bester Fähigkeit wahr, und sie arbeiten zusammen, wo es notwendig ist. Verantwortung wird nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben delegiert. Solidarität verlangt nach **Subsidiarität**, nach gemeinsamer, einander unterstützender Tätigkeit, wo dies notwendig und sinnvoll ist.



Der Überblick⁹ zeigt Ihnen, wie wir die Aufgabenteilung aus dem neutestamentlichen Befund erschliessen können. Da bleiben weisse Flecken, aber das Prinzip wird erkennbar. Gerade das ist das Wesentliche, denn die konkrete Ausgestaltung von Subsidiarität kann ich nicht über Jahrhunderte kopieren, das Prinzip selbst aber sehr wohl. Dieses Prinzip nimmt Menschen in ihren Fähigkeiten und in ihren Bedürfnissen ernst, es suppliert Defizite, es hilft bei Versagen.

⁹ Aus: W. Kirchschräger, Gemeinde in Spannung von Veränderung und Kontinuität. Neutestamentliche Perspektiven: Pastoraltheologische Informationen 28 (2008), 10-22, hier 17.

Es gewährleistet im bestmöglichen Mass, dass die Grundvollzüge von Kirche am richtigen Ort – das ist immer von der kleinsten Einheit aus zu sehen und zu kontrollieren – gelebt werden können.

Subsidiarität löst die kleine Einheit nicht auf und ersetzt nicht das wesentliche Kriterium der Überschaubarkeit von kirchlicher Gemeinschaft. Sie unterstützt vielmehr deren Verwirklichung auch dann, wenn die Ressourcen vor Ort nicht ausreichen und Delegation sinnvoll erscheint. Zugleich gewährleistet dieses Prinzip, dass kirchliches Leben von seiner sakramentalen Mitte, von Taufe und Eucharistie also konzipiert werden kann und nicht durch andere Perspektiven in Schiefelage gerät.

Die heute vielerorts beobachtbaren Vorbereitungen für die Installation von pastoralen Räumen sind nicht von diesem Prinzip bestimmt. Sie folgen dem Anliegen, Personalnot auf eigenartige Weise zu beheben, weil der Mut zu anderen Schritten fehlt. Kirche wird dabei nicht von ihrer sakramentalen Mitte gesehen, sondern diese Mitte wird durch die Priorität eines unveränderlichen Amtes ausgetauscht, sodass Wesentliches an den Rand gerät.

Es ist verständlich, dass angesichts der geringen Zahl von mit der Leitung der Eucharistiefeier sakramental beauftragten Menschen dieser Weg gegangen wird. Zugleich ist es höchst bedauerlich, dass massgebliche Menschen in der Kirche nicht danach fragen, wie solchen Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums zu begegnen wäre.

4 SPRACHE ALS WEGMITTEL IN DIE ZUKUNFT

„Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wohin du gehst“. So etwa möchte ich ein bekanntes Wort abwandeln. Oder anders: Unsere Sprache verrät uns. Ich halte es für die Zukunft der Kirche für unerlässlich, dass sie ihre Sprache verändert, damit ihre Rede tatsächlich zu den Menschen kommt und von diesen aufgenommen werden kann. Denn mit der Veränderung des Sprachgebrauchs können wir Veränderungen im kirchlichen und im theologischen Denken einleiten.

Bekanntlich ist diese Forderung nicht neu. Johannes XXIII hat in seiner Eröffnungsrede zum Konzil ausdrücklich eine neue Sprache in der Kirche gefordert: „Denn eines ist die Substanz der tradierten Lehre, ...“ sagte der Bischof von Rom, und weiter: „etwas anderes ist die Formulierung, in der sie dargelegt wird. Darauf ist - allenfalls braucht es Geduld - großes Gewicht zu legen“¹⁰, und er verband diese Überlegung mit der berühmten Forderung nach einem „Sprung“ der Kirche „nach vorwärts“¹¹, von dem wir in der Zwischenzeit wissen, dass er „gehemmt“ blieb.¹²

4.1 Sprache in Verkündigung und Liturgie

Mit *einer* Einschätzung hatte Johannes XXIII sicher recht: Es braucht Geduld. Besonders auffällig ist dies hinsichtlich von Sprache und Kommunikation in der Liturgie. Geht es nach den liturgischen Büchern, wird weiterhin *eine* Hälfte der Feiernden – es ist wohl nach allgemeiner Erfahrung die weitaus grössere – nicht explizit zur Sprache gebracht. Es ist ein Ärgernis, das dies auch bei der Überarbeitung und Neubearbeitung des Messbuches und bei der Revision der Einheitsübersetzung, die – weil in der Liturgie verwendet – den entsprechenden Bestimmungen unterworfen ist – gelten wird. Die römische Instruktion für die Übersetzung und Her-

¹⁰ Johannes XXIII, *Gaudet Mater Ecclesia* vom 11. Oktober 1962, n. 15.

¹¹ Ebda.

¹² Siehe H. Krätzl. Im Sprung gehemmt. Was mir nach dem Konzil noch alles fehlt, St. Gabriel ⁴1999.

ausgabe liturgischer Bücher aus dem Jahr 2001 schliesst ausformulierte Gender-Gerechtigkeit explizit aus.¹³

Aber auch in diesem Bereich ist neben der notwendigen Kritik vor allem nach dem möglichen verbleibenden Spielraum zu suchen und dieser kreativ zu entfalten. Wir leiden unter der Fixierung auf *eine* Gottesdienstform, nämlich die Eucharistiefeier, und unter dem zunehmenden Mangel der entsprechenden Möglichkeiten, sie zu feiern, weil uns kirchlich legitimierte vorstehende Personen immer mehr abhanden kommen. Um jedem Missverständnis vorzubeugen, sei betont: Die Bedeutung der Feier des Herrenmahls steht ausser jeder Frage. Aber diese liturgische Feier ist die *Hochform*. Wir stehen immer noch am Anfang im Bemühen, die Feier des Wortes Gottes für uns zu entdecken, sie kreativ zu entfalten und dem sakramentalen Charakter dieser Form der Christusbegegnung erfahrbar Rechnung zu tragen. Das Konzil hat bekanntlich von *zwei* Tischen gesprochen, von denen „den Gläubigen das Brot des Lebens gereicht“ wird.¹⁴

Natürlich: Was über Jahrhunderte verschüttet wurde, kann nicht in wenigen Jahren revitalisiert werden. In den verschiedenen möglichen Gottesdienstformen um das Wort können in grosser Vielfalt jene formalen Anliegen und jene inhaltlichen Elemente eingebracht werden, die wir vielleicht im erstarrten Ritus der Eucharistiefeier oft vermissen. Ich nenne – nur als mögliche Denkanstösse – gemeinschaftsverbindende Elemente, meditative Stille, Lobpreis Gottes, Gebet als gemeinsames Gespräch vor Gott, eine Zeit des gemeinsamen Teilens und Mitteilens über Glaubenswissen und Glaubenserfahrung, erkannte oder gesuchte Bezugsetzungen zu unserem Alltag, zu unseren Lebensproblemen, usw. Dass dabei Musik, Licht und andere Symbolik und Gestaltung des Raumes eine besondere Bedeutung haben, muss nicht erwähnt werden.

Der biblische Befund sagt uns überdies, dass Jesus von Nazaret vor seinem letzten Mahl auch andere Mähler gefeiert hat. Mahlhalten war für ihn offensichtlich eine nonverbale Vertiefungsmöglichkeit von Gemeinschaft und Gemeinschaftswillen. Sie wissen, dass es auch verschiedentlich Versuche mit mahlbezogenen Gottesdienstformen gibt. Diese stehen kirchenamtlich in einem gewissen Misskredit, weil frau oder man eine Simulation des Herrenmahls befürchtet. Das kann keineswegs das Ziel sein. Aber es ist doch herausfordernd, einmal darüber nachzudenken, wie eine liturgische Feier aussehen könnte, die uns unsere Gemeinschaft im Glauben bewusst machen und diese zugleich stärken und vertiefen soll. In der Kirche am Ort wäre diese Feier unter Bezugnahme auf das Wort Jesu zu wagen, dass er dort unter uns ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind (vgl. Mt 18,20). Vielleicht gelingt es uns dabei, aus liturgischen Klischees in Wort und Verhalten auszubrechen und neue Ausdrucksweisen und Formen des liturgischen Feierns zu erarbeiten.

4.2 Sprache über uns als Kirche

Mit Klischees der besonders nachhaltigen Art sind wir auch in einem anderen, grundlegenden Bereich konfrontiert. Es ist die – aus meiner Sicht – unselige Gliederung der Menschen in der Kirche in Kleriker und Laien. Sie begegnet erstmals im 2. Jh. n. Chr., hat sich insbesondere im Zuge der konstantinischen Wende institutionell zum gegenwärtig bestehenden Strukturmodell entwickelt und hartnäckig in unserem Sprachgebrauch gehalten. Herbert Haag hat in diesem Zusammenhang von einer „Zweistände-Kirche“ gesprochen¹⁵, wobei die beiden Gruppenbezeichnungen zweifellos auch eine Wertung enthalten. Deshalb – so Haag – müsse dieses Gliederungsmodell auch überwunden werden.

¹³ Siehe Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Instruktion *Liturgiam Authenticam* vom 28. März 2001 über den Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie, n. 22.29, bes. n. 30 und 31.

¹⁴ Siehe *Dei verbum* Art. 21.

¹⁵ H. Haag, Worauf es ankommt. Wollte Jesus eine Zwei-Stände-Kirche?, Freiburg 1997.

Tatsächlich aber sind wir weit davon entfernt. Die Abgrenzung zwischen Klerus und Laien wird ständig hervorgehoben. Kirchen werden in ihrer kirchlichen Identität danach beurteilt, ob sie aufgrund ihrer sakramentalen oder nicht-sakramentalen Verfasstheit im Stande sind, überhaupt einen Klerus zu haben – also Bischöfe, Priester und Diakone weihen können oder nicht.¹⁶ Die konsequent betriebene Überwindung der Eucharistietheologie des Konzils stösst in die gleiche Richtung. Denn wenn die Eucharistiefeier nicht mehr als Mahl begriffen werden darf, sondern wiederum als Opfer, wird neben allen anderen Begleiterscheinungen dafür im Kontext unseres allgemeinen religiösen Empfindens der Priester als eine dieses Opfer feiernde und vollziehende Kultgestalt unersetzlich. Gerade hier muss frau oder man aber in Abwandlung des Kontexts eines Bibelwortes sagen: „Am Anfang war das nicht so“ (Mt 19,8). Der biblische Befund spricht hier für sich.

Was wir dem entgegensetzen können, ist ein konsequent geänderter Sprachgebrauch. Der Laie ist bekanntlich nicht der Nicht-Fachmann oder die Nicht-Fachfrau, als die sie oder er nach dem lexikographischen Befund empfunden werden. Spätestens seit es in den letzten 50 Jahren seit dem Konzil auch so genannte Laiinnen und Laien mit theologischer Fachkompetenz – und zwar in grosser Zahl – gibt, stimmt das nicht mehr. Es ist aber auch gemäss der sprachlichen Ableitung nicht zutreffend, denn *laikos* ist ein Derivat von *laos*, dem griechischen Begriff für das Bundesvolk, für das Volk Gottes.

Damit sind wir am Punkt. Laiin und Laie zu sein, ist Umschreibung für die Zugehörigkeit zum (neuen) Volk Gottes, also zur Kirche. Dafür haben wir aber eine noch grundsätzlichere Begrifflichkeit, die Paulus in all ihrer Tragweite vertieft hat. Es ist die Rede von unserer Taufe.

Menschen, die zur Kirche gehören, die Kirche sind, sind getaufte Menschen. Die zuvor erwähnten offenen Ränder von Kirche können wir als Unschärfe hier getrost ausser Acht lassen. Getauft zu sein und damit Jesus Christus in einer auf Zukunft angelegten Schicksalsgemeinschaft anzugehören, ist alle Würde, die eine Christin oder die ein Christ hat, und nichts geht darüber.

Warum also sprechen wir von uns allen nicht schlicht als *getaufte Menschen*? Kleriker und Klerikerinnen – Sie sehen, ich bin ein unverbesserlicher Optimist – jene also, die durch Gebet und Handauflegung, also durch Weihe, zu einem besonderen Dienst in der Kirche beauftragt sind – sie sind ebenfalls weiterhin Getaufte wie Sie und ich, und zwar mit einer spezifischen, sakramentalen Beauftragung, keineswegs mehr, aber natürlich auch nicht weniger.

Gemeinsame Sprache verbindet. Vielleicht gelingt es so, das Zwei-Stände-Denken und auch das entsprechende Verhalten in der Kirche zu überwinden. Die Hirnforschung ermutigt uns dazu, überflüssige Informationen willentlich der menschlichen Vergesslichkeit zu überantworten. Warum löschen wir also nicht eine herkömmliche Redeweise, mit der wir uns nur schwer identifizieren können? Vertrauen wir eher auf die wirklichkeitsverändernde Kraft kreativer Sprachwahl.

Zum **SCHLUSS** meiner Überlegungen [den Sie vermutlich bereits dringend herbeisehnen ...!] komme ich nochmals auf das Grosse Konzil zu sprechen. Es konnte in dieser Form nur gelingen, weil sich vier Kardinäle, ungeachtet der im Vorfeld schon damals von der Kurie praktizierten Methode der Wellen, die man im Sand verlaufen lässt, an der ersten Generalkongregation in dieser Kirchenversammlung am 13. Oktober 1962 Gehör verschafften. Obwohl eine Diskussion zum Tagesordnungspunkt „Wahl der Konzilskommissionen“ nicht vorgesehen war, ergreift der Älteste von ihnen, Achille Liénart, gegen den Willen des Vorsitzenden Kardinal Tisserant das Wort und bringt die Forderung nach Vertagung und Neuzusammensetzung

¹⁶ Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion *Dominus Jesus* vom 6. August 2000, n. 17.

der Wahllisten für die Konzilskommissionen vor. Kardinal Frings, wie Liénart am Präsidiumstisch sitzend, stösst nach und tut dies auch im Namen von König und Döpfner. Es gab eine Schrecksekunde, dann überwältigende Zustimmung durch Beifall in der Konzilsaula.¹⁷ Überlegen Sie einmal, was es für den über 80-jährigen Kardinal und für seine Kardinalskollegen an Standfestigkeit und Überzeugung brauchte, am ersten Konzilstag so aufzutreten. Ich verhehle nicht, dass mich jedes Mal, wenn diese Episode zur Sprache kommt, die Frage umtreibt, wo heute solche Bischöfe anzutreffen wären.

Das Kirchenvolksbegehren und die daraus entstandene Bewegung „Wir sind Kirche“ hat ebenfalls ihre Stimme erhoben. Hunderttausende Menschen haben durch ihre Unterschrift Beifall und Zustimmung bekundet. Zugleich, so scheint es, wurde eine Schrecksekunde in den Leitungsebenen unserer Kirche ausgelöst, die vielen in dieser Leitung die Gesprächsfähigkeit geraubt hat.

Für eine Schrecksekunde dauert es natürlich allmählich lange. Vielleicht werden wir gerade Zeuginnen und Zeugen einer neuen kirchlichen Relativitätstheorie. Wir müssen nicht untätig zuwarten. Wir können die Kraft des ergangenen Weckrufs durch unseren Versuch verstärken, Kirche am Ort in Besinnung auf die in der Bibel bezeugten Vorgaben Jesu von Nazaret neu zu leben.

Es braucht Geduld, sagte Johannes XXIII. Wie recht er doch auch in diesem Punkt hatte.

¹⁷ Ausführlich dargelegt und analysiert bei A. Riccardi, Die turbulente Eröffnung der Arbeiten, in: Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils. Band II. Hrsg. v G. Alberigo/Klaus Wittstadt+, Mainz 2000, 1-81, hier 31-38.